№. 80. Donnerstag, am 7. Juli 1842.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

# as ampfboot.

## Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

### Der Pilger.

An seinem treuen Wanderstabe,
Ein ruhig Herz in frommer Brust,
Treibt hin zu seines Heilands Grabe,
Gen Osten ihn die Wanderlust.
Es treibt ihn fort mit raschen Schritten: —
Im Osten kann sein Glück nur blüh'n;
Wo Er geduldet und gelitten,
Will auch der Pilger betend knie'n.
Er trennt der Freundschaft süße Bande
Und steht nun in der Welt allein —
So eilt er hin zum heil'gen Lande,
Dem Heiland dort sein Herz zu weih'n.
Er reißt sich los von allen Freuden, —
Die Welt ist nicht sein Heimatort;
Er flieht ihr Lieben, flieht ihr Leiden,
Und wandert weiter, weiter fort.
So flieht er von dem Vaterheerde —
Ihn leitet freundlich die Natur;
Es bleibt ihm ja auf dieser Erde
Die Sehnsucht und sein Glaube nur.
Und hier ist nichts — ach nichts sein eigen.
Er eilt, den Blick zu Gott gewandt,
Und sucht, in frommem, ernstem Schweigen,
Im Osten sich ein Vaterland.
Er wandert fort. — Der Feinde Toben,
Ihr wüthend Dräuen schreckt ihn nicht;
Stumm richtet er den Blick nach oben,
Wenn hier das Herz in Thränen bricht.
Er fürchtet nicht die Sklavenketten,
Nicht fürchtet er den bittern Tod;
Ihm lacht — will Gott ihn hier nicht retten,
Doch dort ein schönres Morgenroth.
Ihm winkt in grauer Nebelferne
Gethsemane und Golgatha —
Es leiten freundlich ihn die Sterne
Und endlich — endlich ist er da! —
Jetzt ebnen sich des Pilgers Gleise,
Und höher hebt ihn sein Gefühl —
Denn ach! erreicht nach schwerer Reise,
Erreicht ist das ersehnte Ziel.
Hier wandelte im Erdenstaube
Ja einst der edle Menschensohn;
Von hier hinweg trug ihn sein Glaube
Hinüber zu dem Vaterthron.
Der Pilger knie't mit ernsten Mienen
Auf die geweih'te Stätte hin,
Und lenkt zu Gott, dem Alle dienen,
Empor den andachtsvollen Sinn.
Noch knie't er sinnend. Endlich sammelt
Sich das so tiefbewegte Herz,
Und heiligtiefe Worte stammelt
Der fromme Beter himmelwärts:
„O Du, zu Dem ich innig flehe,
Dem ich mich ganz zu eigen gab,
Ach, sieh' von Deiner heil'gen Höhe,
Auf Deinen Pilger sieh' herab!
„O, der Du hier als Mensch gewandelt,
Als Mensch auf rauher Dornenbahn,
Als Mensch so göttlich schön gehandelt —
Sieh' Deinen Pilger segnend an!
„Beglücker aller Menschen Kinder, —
Du, dessen Schritt stets Heil entsproß,
Du, dessen Blut zum Heil der Sünder
Ein blinder Pöbelwahn vergoß —
„O, sieh' verklärt von Deinen Höhen
Auf Deinen Pilger sieh' herab;
Erhör' sein innig heißes Flehen:
— Dein Grab sei auch des Pilgers Grab! —

„Ach! ich verließ ja gern mein' Habe,
Um hier mein Herz Dir ganz zu weih'n,
Um Dir auf Deinem heil'gen Grabe,
Mein Heiland — näher hier zu sein.
„Was soll ich, einsam und verlassen,
Noch hier auf dieser Dornenbahn,
Wo Niemand meine Sehnsucht fassen,
Ach, Niemand mich verstehen kann!
„Hier, wo ich heiß und innig flehe,
Hier ende meines Lebens Lauf,
Und nimm in Deine heil'ge Nähe,
Nimm Deines Pilgers Seele auf!" —
Der Pilger schweigt. Der Rührung Zähren
Benetzen heiß sein Angesicht,
— Er mag sich ihrer nicht entwehren,
Und nur sein betend Auge spricht.
Die Zunge schweigt — die Kräfte schwinden!
— Nun, armes Pilgerherz, nun brich!
— Wirst endlich, endlich Ruhe finden,
— Dein heißer Wunsch erfüllet sich.
Zwei Engel, engverbund'ne Brüder,
Sie nähern sich mit leisem Schritt,
Sie steigen still zu ihm hernieder
Und bringen süße Ruhe mit.
Der Schlaf, mit leisen, sanften Flügeln,
Beut ihm die langersehnte Ruh;
Noch weilt der Geist auf jenen Hügeln,
Dann fällt das müde Auge zu.
Mit ernster, ruhiger Geberde
Ergreift der Tod des Pilgers Hand:
„Komm — Pilger! komm! — verlaß' die Erde,
„Komm in Dein neues Vaterland!"
Hier trocknen nun des Pilgers Zähren,
Hier endet nun des Wallers Lauf; —
Der Geist schwingt sich in höh're Sphären,
Zu seinem Urbild sich hinauf!

William Carol.

## Die Brüder.

Nach dem Englischen des Charles White.

Die Schlösser Steinfels und Liebenstein, deren ehrwürdige Ruinen auf einem steilen Felsen liegen, und nur durch eine tiefe Kluft von einander getrennt sind, gehörten in früheren Zeiten dem edeln Geschlechte Beyer von Boppard, das in der Geschichte des Rheins so oft erwähnt wird. Nicht immer jedoch hatten diese nachbarlichen Schlösser die nämlichen Besitzer, oder lebten diese Besitzer mit einander in freundschaftlichen Verhältnissen.

Heinrich Beyer erzog mit seinen beiden Söhnen eine junge Waise, Namens Hildegard Bromser, die der berühmten Familie Rudesheim, mit welcher er nahe verwandt war, angehörte.

Hätte diese auch weniger gefällige Einfachheit in ihren Manieren gehabt, und weniger persönliche Reize besessen, oder wäre sie minder fromm und unschuldig gewesen: das einsame Landleben, das sie stets mit ihren Cousins führte, würde allein schon hinreichend gewesen sein, in deren jungen Herzen Liebe für das edle Mädchen zu erwecken. Und dies mußte noch weit schneller geschehen, als Beide deutlich sahen, daß Hildegard alle junge Mädchen der benachbarten Burgen und umliegenden Städte an Schönheit und geistigen Eigenschaften weit überstrahlte.

Ein Fremder würde Heinrich und Conrad schwerlich für Brüder gehalten haben, so unähnlich waren sie sich in Allem, ausgenommen in ihrer Vorliebe für ritterliche Uebungen und in dem Verlangen nach einem thatenreichen Leben. Heinrich, der Aeltere, war still und tiefsinnig. Je unschlüssiger er im ersten Augenblicke war, desto standhafter hing er nachher an dem, für das sich sein edles Herz und sein Charakter entschied. Conrad hatte einen lebhafteren und heftigeren Charakter; er wurde eben so leicht von den ersten Eindrücken fortgerissen, als er Andere durch die Offenheit und Herzlichkeit seiner Manieren für sich einnahm. Seine Gesinnungen waren bieder und ehrenhaft, nur ließ er es oft an Festigkeit und Scharfsicht fehlen.

Die Jahre der Kindheit waren vergangen; Hildegard war zur blühenden Jungfrau erwachsen. Die Brüder waren einige Jahre älter als sie. Eine zutrauliche, geschwisterliche Neigung hatte immer zwischen ihnen bestanden, ohne daß einer der Brüder mehr verlangt, oder die wahre Natur der Gefühle zu ihr recht eingesehen hätte.

Dies war indessen nur von kurzer Dauer. Heinrich fühlte, daß der Eindruck, den die hübsche Waise auf ihn machte, sich täglich tiefer und tiefer in sein Herz einsenkte, daß ihr Bild von seinen Träumen unzertrennlich war, und sich mit allen seinen Plänen für die Zukunft vereinigte. Wiederum mußte der gewöhnlichste Beobachter bemerken, daß jeder Blick Conrad's den Schritten Hildegard's folgte, daß er alle Freuden der Jugend verschmähte, und auf jede Gesellschaft Verzicht leistete, nur um ihr nahe zu sein. Oft auch rötheten sich ihre Wangen, und schlecht unterdrückte Seufzer entflohen ihrem Herzen, und verriethen so die Gefühle, gegen welche sie zu kämpfen sich bemühte.

Heinrich täuschte sich nicht, denn Hildegard hing an ihm mit schwesterlicher Liebe. Sie fand an dem guten, obwohl schwermüthigen Jünglinge einen würdigen Freund und Führer; aber ihre Gefühle gegen seinen Bruder Conrad waren heißer, und von einer so ganz andern Natur, daß sie sich dieselben kaum selbst zu gestehen wagte. Diese Gesinnungen entgingen der Beobachtung des ältern Bruders nicht, und er faßte daher einen für ihn höchst ehrenvollen Entschluß, den er auch sofort in Ausführung brachte. Obwohl seine eigene Glückseligkeit durch diese Aufopferung vernichtet wurde, so beschloß er dennoch, durch einen edlen und großmüthigen Akt von Selbstverleugnung zu dem Glücke der ihm theuersten Personen mitzuwirken. Er sprach zuerst mit Conrad und nachher mit Hildegard. Die Letztere, welche ihre mädchenhafte Schüchternheit überwand, gestand ihm ihre geheime Liebe zu seinem Bruder. Es war daher nicht schwer, das Glück des ge-

liebten Paares mit des Vaters Zustimmung zu sichern; Familienangelegenheiten nöthigten sie indessen, die Hochzeitsfeier noch für einige Zeit auszusetzen.

Heinrich hatte nun einen theuer erkauften Sieg über sich gewonnen, fühlte aber nichtsdestoweniger die höchste innere Genugthuung. Dennoch konnte er keinen Trost für seinen Kummer finden, und mußte bekennen, daß die Wunden seines Herzens, wenn er jetzt noch länger in dem Schlosse seiner Väter bleiben wollte, sich mehr und mehr verschlimmern würden, und die Aufregung endlich wohl gar seine Resignation überwältigen könnte. Daher hielt er es für klüger, sich zu entfernen, und Ruhe in einem fremden Lande und in einem thätigen Leben zu suchen. Sehr willkommen war ihm daher der Ruf an alle christlichen Ritter, sich um das Panier des Kreuzes zu schaaren. Nach wenigen Tagen nahm er von Allen, die ihm theuer waren, schmerzlich Abschied, betrat dann den steinigen Pfad, welcher vom Schlosse hinab führte, und erreichte mit wenigen gläubigen Begleitern die große Straße nach Frankfurt, wo sich das heilige Heer versammeln sollte.

Mehre Monate, die dem glücklichen Paare wie Tage vorkamen, vergingen. Die zur Hochzeitsfeier festgesetzte Zeit war endlich ganz nahe, als aus dem Orient Nachrichten über Heinrich und seine tapfern Thaten anlangten. Diese Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf Conrad's empfängliches Herz, und schmerzliche Gedanken fuhren wie ein Blitz durch seinen Geist. Er beklagte es jetzt, daß er die Tage seiner Jugend in unnützem Müßiggange verbringen sollte, während die edlen Söhne der benachbarten Dörfer mit seinem Bruder glorreiche Lorbeeren auf dem Schlachtfelde erlangten. Die liebenswürdige Hildegard bemerkte bald, daß er sich aus irgend einer geheimen Ursache grämte, und ihre Herzensangst war unendlich, als er ihr seinen Kummer und seine Absichten entdeckte. Vergeblich waren die Thränen seiner Braut, vergeblich die ernsten Ermahnungen seines alten Vaters, ihn von seinen Plänen abzubringen. Umsonst stellte ihm der Letztere vor, wie verschieden in dem gegenwärtigen Augenblicke seine Pflichten von denen seines Bruders wären; denn, bevor noch wenige Tage verflossen waren, befand sich Conrad schon auf demselben Wege, den Heinrich vor ihm eingeschlagen hatte.

Selten kam eine Nachricht von den Brüdern nach Deutschland. Inzwischen starb der alte Ritter, und nun erschien der Aufenthalt auf Liebenstein der armen Hildegard doppelt einsam und traurig. Sie wagte nicht nach Hilfe in die Zukunft zu blicken. Wie vertrauensvoll sie auch immer auf die Beständigkeit ihres Geliebten verharrte, so kannte sie doch nur zu gut seinen Durst nach Ruhm und sein Verlangen, unter seinen tapfern Gefährten nicht unausgezeichnet zu bleiben. Sie weinte daher bitterlich, wenn sie daran dachte, daß Berge und Meere sie von ihm trennten, und keine Gewißheit in Betreff der Zeit ihrer Vereinigung vorhanden wäre. Sie war daher in der That eine Beute der tiefsinnigsten Reflexionen und unglückseligsten Ahnungen.

Als sie eines Tages nach ihrer gewöhnlichen Gewohnheit an einem Fenster des Schlosses saß, von dem aus man eine weite Aussicht auf das vom Rheine und seinen felsigen Ufern begrenzte Land hatte, bemerkte sie einige bewaffnete Männer, die auf dem nach Liebenstein führenden Wege herkamen, und erkannte sogleich die im Winde wehende Fahne der Beyer.

„Es ist Conrad!" war ihr erster Gedanke; aber nach wenigen Augenblicken trat ein Ritter in das Zimmer, und Heinrich, überwältigt von Freudenthränen über diese unverhoffte Begegnung, schloß sie in seine Arme.

(Schluß folgt.)

## Muster eines Aufnahme-Gesuches.

An den Vorstand einer geschlossenen Gesellschaft, genannt zur Engherzigkeit, in Geldhausen, gelangte kürzlich folgendes Aufnahme-Gesuch:

Wohlgeborene Herren!

Da ich gehört habe, daß in Ihrer geschätzten Gesellschaft alle Gespräche über wissenschaftliche und geistige Interessen streng vermieden werden, und nur die Interessen par excellence Sinn und Herz Ihrer Mitglieder einnehmen, so fühle ich mich veranlaßt, Sie ergebenst um Aufnahme zu bitten. Ich weiß, daß eine gewisse Schwere dazu gehört, um zu dieser Ehre zu gelangen. Wenn ich daher gewogen werde, fürchte ich nicht, zu leicht in die Schaale zu fallen, denn ich werde mir nicht nur eine reich gespickte Geldkatze um den Leib schnüren, sondern auch einige Geldsäcke unter die Arme nehmen. Sie, hochwürdige Herren, sehen ja nicht auf das Aeußere, was thut's daher, wenn ich mich dabei etwas plump ausnehme, sondern nur auf das Innere, was in den Säcken enthalten sei. Den Stolz auf die uns alle verbindende Fessel des Reichthums ausgenommen, der mich aber nie gegen Sie, gleich Hochstehende, hochmüthig machen wird, bin ich ein sehr anspruchloser Mensch. Worauf sollte ich auch sonst stolz sein? Ich bin zu reich, um Künste, Wissenschaften und ähnliche Lappalien zu achten; über dergleichen Albernheiten bin ich längst erhaben. Ich spiele gut Whist, Boston, L'Hombre und Ecarté, hoffe daher auf den Namen eines interessanten Gesellschaftsmitgliedes Anspruch machen zu dürfen. Doch ich will mich nicht selbst loben, meine Verdienste sind an der Börse hinlänglich bekannt. Kein Durchfallen befürchtend, zeichne ich u. s. w.

# Reise um die Welt.

*** Der Rheinisch-Westphälische Anzeiger theilt folgende Hausmittel mit: „Ein dreizehnjähriges Mädchen hatte die Lungensucht (Schwindsucht) in sehr hohem Grade, so daß der Arzt ihr das Todesurtheil sprach. Ein altes Mütterchen vom Lande lachte über das Todesurtheil des Arztes. Sie nahm zwei Quart Braunbier, that es in einen neuen, unglasirten Topf, für einen guten Groschen Lungenkrautblätter, eben so viel Jungfernhonig (d. i. weißer Honig) und eine gute Hand voll Weizenkleie, deckte und klebte den Topf zu, und ließ die Masse bis zur Hälfte einkochen. Nach dem Abkühlen wurde dieselbe durch Leinwand geseihet, in eine Flasche aufgefüllt, und zum öfteren Trinken der Patientin zugestellt, worauf nach dem Gebrauch von einigen Wochen dieselbe völlig hergestellt wurde. Es sind hierauf mehre solche Kranke durch dies herrliche, wohlfeile und sichere Mittel geheilt worden. — Beim Anfange dieser tödtlichen Krankheit, welche mit schleichendem Siechthum beginnt, hilft guter Honig auf Butterbrot, und Huflattigthee von drei bis vier Blättern auf eine Tasse getrunken. — Das Zahnen der Kinder wird erleichtert, wenn man sie stets an geräuchertem Speck saugen läßt, wodurch manches Kind gerettet wurde." — Da diese Mittel wenigstens nichts schaden können, bringen wir sie auch zur Kenntniß unserer Leser.

*** Rhodope, ein schönes Mädchen aus Thracien, machte ihr Glück durch einen Schuh. Denn eines Tages, als sie sich badete, und ihre Mägde bei ihren abgelegten Kleidern saßen, kam ein Adler aus der Luft herabgestürzt, ergriff einen von den Schuhen der schönen Badenden, und trug ihn fort bis nach Memphis. Hier saß der König Psammetichus auf dem Richterstuhle und sprach Recht; da ließ der Adler ihm den Schuh auf den Schooß fallen. Der König bewunderte den schönen Schuh, schloß von demselben auf den Fuß der Besitzerin, gab Befehl, sie aufzusuchen, und nahm sie, als sie erschien, von ihrer Schönheit entzückt, zur Gemahlin. — Kaiser Vitellius zog seiner schönen Gemahlin Messalina die Schuhe selbst an, und trug einen derselben vom rechten Fuße stets auf der Brust, zog ihn oft hervor und küßte ihn mit Entzücken. — In Ungarn wird noch zuweilen bei Gastmählern ein Schuh der schönen Gastgeberin als Pokal benutzt, und Tokaier daraus getrunken. — Im siebenzehnten Jahrhunderte waren die Schuhe der Damen oft mit fußhohen Absätzen von Kork versehen, besonders in Frankreich. Ein Mann, der seine Frau nach der Hochzeit fast um die Hälfte kleiner wie als Braut fand, fragte sie daher ganz verwundert: wo sie ihre andere Hälfte gelassen habe? Sie zeigte ihm ihre Schuhe, und der Mann schwieg. (Pilot.)

*** Shakespeare's Werke erscheinen in polnischer Uebersetzung, die als sehr gelungen gerühmt wird. Der Priester Holowinski in Kijow, welcher die verdienstliche Arbeit unternahm, begleitet die Stücke zugleich mit ästhetischen und sprachlichen Erläuterungen.

*** Man meldet aus Berlin: Der berühmte Balladen-Componist C. Löwe hat schon zwei Mal die Ehre gehabt, Sr. Maj. dem Könige und dem Kronprinzen von Hanover seine Balladen vorzutragen. Derselbe erhielt hier höhern Orts jetzt den schmeichelhaften Auftrag, die Göthe'sche Ode: „Mahomed's Gesang" und den „Gesang der Geister über den Wassern" in Musik zu setzen. Sein Oratorium „Palästina" wird hier im nächsten Winter zur Aufführung kommen.

*** Unter den am 17. Juni von der französischen Akademie vertheilten Uebersetzungspreisen befindet sich auch ein Preis von 1200 Fr. für die Uebertragung der Schiller'schen Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welchen die schon als Uebersetzerin des Klopstockschen Messias in Frankreich rühmlichst bekannte Baronin von Carlowitz erhielt.

*** In den Variétés kommt eine neue Posse an die Reihe: „les fables de Lafontaine" betitelt. Die darin auftretenden Menschen werden Thierköpfe aufhaben. Etwas Aehnliches sah man in einer Wiener Posse schon vor mehren Jahren.

*** In Freienwalde bei Berlin hat eine Frau von 103 Jahren sich zum vierten Male verheirathet, und zwar mit einem Manne von etwa 60 Jahren. Unter den zarten Sprößlingen der jungen Wittwe befindet sich ein 80jähriger Knabe.

*** Das größte Zimmer in der Welt ist die Reitschule zu Moskau, welche 500 Fuß 10 Zoll lang und 133 Fuß breit ist, und von keinem Pfeiler gestützt wird. Die berühmte Stadthalle von Padua, die man gewöhnlich für den größten Saal hält, ist nur 240 Fuß lang und 80 Fuß breit.

*** In Friedrich Halms neuestem Drama: der Sohn der Wildniß, das als ein wahrhaft poetisch dramatisches Kunstwerk gerühmt wird, kommt folgendes Lied vor, das Friedrich Kücken bereits componirt hat:

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe, sag!
Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag!
Und sprich: Woher kommt Liebe?
Sie kommt und sie ist da!
Und sprich: Wie schwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geschah.
Und wann ist Lieb' am reinsten?
Die ihrer selbst vergißt.
Und wann ist Lieb' am tiefsten?
Wenn sie am stillsten ist.
Und wann ist Lieb' am reichsten?
Das ist sie, wenn sie giebt.
Und sprich: Wie redet Liebe?
Sie redet nicht, sie liebt.

Hierzu Schaluppe

# Schaluppe zum Dampfboot.



**№ 80.** **Am 7. Juli 1842.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

## Das Tabaksschnupfen.*)

(Klage einer jungen Frau.)

„Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß mein Mann in so kurzer Zeit andere Dinge höher schätzen könnte, als mich! Ach, wer trägt, was ich zu tragen habe! — Mein Mann schnupft! Und er hat noch während unseres Brautstandes sich so lustig gemacht über die Tabaksschnupfer, hat ihnen allerhand nachgesagt und hat mir versprochen, da ich einen förmlichen Widerwillen gegen Schnupfer habe, nie selbst dieses Unkraut zu gebrauchen. Er war etliche Mal in Gesellschaft gewesen; hier hatte man ihm eine Prise angeboten, und ehe ich es mich versah, war eine Dose da; erst heimlich, dann vor meinen Augen. Ich will meine Empfindungen und Erfahrungen über diesen Gegenstand hier niederlegen; vielleicht bewirke ich, daß die Jünglinge nicht Tabak nehmen, und erleichtere so ihnen und ihren zukünftigen Frauen das Leben. Mag man mir es nicht übel nehmen, wenn ich über einen so widrigen und Ekel erregenden Gebrauch einige Worte rede. Ich will es unternehmen, die sogenannten Schnupfer darauf aufmerksam zu machen, wie Andere, deren Gefühl nicht durch beizenden Tabak abgestumpft ist, darüber denken.

Das Tabakrauchen macht einen übelriechenden Mund; doch diesem ist gleich abgeholfen durch Ausspülen; es ist ein merkwürdiger Genuß, das ist wahr; doch ist er ätherischer Art, nicht so körperlich und reizend wie das Schnupfen. Wenn zwei Raucher zusammenkommen, wird es ihnen nimmermehr einfallen, den Tabak zu tauschen; sie machen überhaupt nicht sogleich Bekanntschaft mit einander. Man beobachte aber zwei Schnupfer; sie machen auf der Stelle durch die Nase (wie die Hunde) Bekanntschaft zusammen. Sie tauschen die Prisen und sind Freunde; man hört jenes artige und schickliche Schnüffeln, jenes Hinterziehen mit Wollust und ist äußerst glücklich.

Wir wollen zuerst die Ungelegenheiten, die das Schnupfen seinen Jüngern bereitet, betrachten und dann darauf hinweisen, wie es seine unglücklichen Opfer andern Menschen erscheinen läßt; denn daß ein Schnupfer ein mitleidswerther Gegenstand sei, gestehen die ächten Schnupfer selbst ein.

Die Ritter der Tabaksdose haben ein Bedürfniß mehr, wie andere Menschen, und dies will in unsern Zeiten schon etwas heißen. Mein Mann schnupft alle Tage für so viel Geld Tabak, als mein jüngstes Kind für sein Essen braucht, täglich für 6 pf.; dies beträgt in einem Jahre über 12 Thlr., und wenn mein sonst guter Gemahl 70 Jahre alt wird, so hätte er seinen Kindern 500 Thlr. ohne Zinsen sparen können; diese sind doch an einen Genuß gewendet, den 5/6 des Menschengeschlechts nicht kennen. Ach, und diese Sucht zu schnupfen! Er kann nichts thun, ohne eine Prise; er ist höchst unglücklich, wenn er die Dose vergessen hat (und wie viel vergeudet er nicht durch Ankauf von Dosen), und ist zufrieden, wenn ihm der schmutzigste Mensch aus der Verlegenheit hilft. Wenn ich meinen sonst reinlichen und frischen Mann betrachte: o wie unglücklich ist er! Er sagt mir: er rieche nicht mehr recht und auch seine Geschmacksnerven hätten gelitten, und gibt es einer Erkältung schuld. Wenn ich ihm erwiedere: es kömmt von Deinem widerwärtigen Schnupfen, — wird er böse und meint, ich gönne ihm nichts. Wenn er das Geld, das er für Schnupftabak ausgibt, verspielte, verrauchte oder vertränke, so möchte es noch sein: doch seine gesunden Sinne auf's Spiel zu setzen, — und das Schnupfen kann alle fünf Sinne angreifen und greift sie oft an, — wegen eines so unwürdigen Genusses: dieser Gedanke ist mir unerträglich! Es ist, als hätte der Schnupfer keinen eigenen Geist mehr; Alles muß durch den bösen Geist des Tabaks geschehen; wenn er nicht schnupft, kann er nicht predigen, nicht arbeiten, nicht einmal auf eine Frage antworten; denn bei irgend einer etwas schweren muß erst eine Prise genommen werden. Der ewige Reiz muß die Organe abstumpfen und ein frühes Grab bereiten.

Nun will ich aber auch schildern, wie mir ein Schnupfer erscheint und was ich zu leiden habe; wahrscheinlich wird ein Dosenbeflissener einem jeden unverdorbenen Menschen so erscheinen. Wie angenehm ist das Insichziehen des Tabaks nicht für den Schnupfer und wie süßtönend ist es für Andere! Die Bröckchen liegen auf der Lippe und dem Kinne und sind gewiß eine Scheuche für Jeden, dem sie mit kußbereitetem Munde entgegen kommen. Welch' eine Qual, wenn mich mein Geliebter jetzt mit einem Kusse erfreuen will; und es ist zum Lachen, aber auch zum Weinen, wenn ich sehe, wie die Freunde meines Mannes, die er küssen will, sich drehen und wenden, um der Gefahr auszuweichen, und wenn sie doch daran müssen, welche Gesichter sie ziehen! Ach, wenn nun mein Mann erst ein alter Schnupfer wird: wer die siehet! — Und wenn er alle zwei Stunden ein anderes Schnupftuch nimmt, so bemerke

*) Aus dem „Allg. Anz. d. Deutschen."

ich doch, wie Menschen, die gerade mit ihm sprechen, mit den Augen Ekel verrathen, wenn sie ein solches corpus delicti sehen.

Wie sehr nun dies Alles eine Frau kränken muß, wird wohl jeder Nichtschnupfer einsehen und wird mich bedauern. Man hält das Schnupfen einer Frau für etwas äußerst Unschickliches und Schmutziges (und es ist es auch); aber glaubt nur, es ist um kein Haar anders um einen solchen Mann. Nur Gewohnheit macht den Fehler schön, bei Leuten, die nicht das Unglück haben, in der unmittelbaren Nähe eines solchen Unglücklichen zu sein. Jetzt sehe ich erst, wie liebenswürdig ein Mensch mit reiner Nase, Lippe und Kinn ist; das glaubt Niemand, der nicht ein solches Schicksal hat, wie ich. Die Frauen, welche Schnupfer und Schnapser haben, müssen doppelt selig sein in jener Welt; denn sie haben in dieser ein dreifaches Weh zu tragen gehabt.

Schützen Sie mich gefälligst, Herr Redakteur; denn die Ritter von der Dose werden mich auf das Heftigste verfolgen; nehmen Sie ein schwaches Weib in Schutz. Ich erkläre, daß ich nicht will, daß die Alten ihr böses Schnupfen lassen sollen, denn diese sind unverbesserlich und sie können gar nicht, weil sie ihren Kopf schon ganz unglücklich gemacht haben; aber die jungen Männer will ich darauf aufmerksam machen, sich nicht eine Gewohnheit anzueignen, die ihre Bedürfnisse vermehrt, ihre Organe schwächt, sie unreinlich und andern Menschen zuwider macht. Ich wollte gern, daß sie das alte Mütterchen so gern küßte, als die Braut, und dies ist auch schon etwas werth. Ich bin ꝛc. Amalie Ehrenhold."

## Auch ein Menagerie-Zettel!

Nr. 1. ist ein afrikanischer Löwe, in dem jardin des plantes in Paris geboren, Stärke und Großmuth sind in diesem Könige der Thiere vereint, und während er mit seinem Schweife Tiger und Leoparden niederschmettert, spielt er zugleich mit einem Schooßhündchen. Im natürlichen Zustande nährt er sich vom rohen Fleische, gefangen speis't er auch englische Beefsteaks.

Nr. 2. ist eine allerliebste, civilisirte Klapperschlange. So gefährlich dieses niedliche Thierchen auch scheint, so hat es doch in vielen Zirkeln freien Eintritt. Klappern gehört zu ihren wesentlichsten Vorrichtungen, und wehe dem, der von der Zunge einer solchen Schlange gestochen wird, denn er ist dann sein ganzes Leben hindurch incurabel. In den Augen dieses Thieres wird man die Anziehungskraft des Goldes bemerken, welche sehr magnetisch und am stärksten auf Geizhälse und Wucherer wirkt. Die Verschwender kommen mit einem bloßen Schauer davon.

Nr. 3. ist eine gigantische Riesenschildkröte, deren Ei der Besitzer von einem polnischen Juden gekauft hatte und an dem Liebesfeuer einer Kokette ausbrüten ließ. Dieses Thier ist im Stande, die Bevölkerung von mehren Waggons fortzutragen; mit dem Original will man, als mit dem neuesten, ohne Rauch und Gefahr erfundenen wohlfeilsten Locomotiv, auf Actien speculiren. Gewöhnliche Schildkröten speisen Gras, diese ist mit Ananas und Weintrauben zufrieden.

Nr. 3. ist ein hundertarmiger Polyp; er stammt aus dem Herzen einer Buhlerin und ist derselbe, welcher Schiller's Taucher erdrückte. Seine Arme verschonen nur Arme und nähren sich einzig von dem Safte der Reichen. Fällt ihm einmal ein Arm aus, so ersetzt er ihn durch einen künstlichen, den er aus Paris verschreiben läßt. Er hat keine Augen und sieht doch bis auf den Grund einer jeden Geldbörse — er hat keine Ohren und hört doch den letzten Heller klingen — er ist herzlos und frißt doch viele Herzen. Wenn ihn der Schimmel des Alters überzieht, verjüngt er sich durch die Lehren, wodurch er seinen Nachwuchs ausbildet.

Nr. 5. ist ein großer Skorpion aus Kalabrien. Dieses Thier kriecht wie die kalte Verleumdung auf den Schlafenden herum und sticht sie, wenn sie sich rühren oder den ungebetenen Gast abwehren wollen. Ohrenbläsern und ähnlichen Leuten soll er nichts zu Leide thun. Auch kann man sich vor seinem Biß oder vielmehr vor dessen Folgen durch die Quintessenz von Heuchelei und niedriger Denkungsart wahren. Man fängt ihn häufig in seinem eigenen Versteck unter faulem Stroh und dumpfiger Erde.

Nr. 6. ist der berühmte Wundervogel Phönix. Er ist einzig in seiner Art, eine Ausnahme von andern organischen Wesen — er verdirbt nie. Wenn er die Altersschwäche eines Falliments in sich verspürt, setzt er sich mit einem Gläubiger — dem moralischen Tod — auf einen Haufen angezündeter Schuldverschreibungen und hebt sich aus seiner Asche verjüngt und erstärkt zu neuem Glanze empor. Nach dreimaliger Verjüngung ist er unverbrennbar. Doch soll der Vogel Greif sein gefährlichster Feind sein.

Nr. 7. ist die größte Grillenkönigin unserer Zeit. Es ist ein Weibchen — unverheirathet und sehr grillenhaft. Wenn diese Grille nicht zirpen will, so leidet sie an eingebildetem Kopfweh, an chimärischer Migräne und an grundlosen Vapeurs. Ihre Unterhaltung kostet mehr als ihr Unterhalt.

Nr. 8. ist ein Wollmir aus Nordamerika — er ist ein Zwittergeschöpf von Wolf, Fuchs und Hund, denn er hat einen Appetit wie ein Wolf, ist listig wie ein Fuchs, ist anhänglich und bellt wie ein Hund. Man vergleicht ihn daher mit einem Schmeichler oder Schmarotzer, denn er schleicht sich wie ein Fuchs in das Vertrauen reicher Schwachköpfe, ißt an ihren Tafeln wie ein hungriger Wolf, bellt wie ein Hund alle Mitparasiten an und weiset selbst im Falle der Verabschiedung seinem Gönner zum Danke die Zähne.

Nr. 9. ist ein Guckuk von der Insel Sepia, man kennt weder Vater noch Mutter von ihm, und seiner Pflegemutter wollte er zuletzt die Augen aushacken, weil sie den Forderungen seines Magens nicht genügen konnte. Wenn er den Schnabel aufthut, so erkennt man ihn gleich wie Rossini beim ersten Bogenstriche seiner Opern. Man wollte diesem Thiere das ewige Einerlei abgewöhnen und

etwas Mozartisches einlernen, aber es geht nicht — es pfeift nur sich selbst aus.

Nr. 11. ist ein Fuchs aus der Krimm; er stiehlt wie Rossini's diebische Elster, würgt wie Marschner's Vampyr und ist schlau wie Molière's Tartuffe. Sein Fleisch riecht nach Aas wie das Herz der Machiavellisten, aber sein Balg wird sehr geschätzt, besonders von jenen, die gerne den Fuchsschwanz streichen. Seitdem das Fuchsprellen abgekommen ist, wird auch er nicht mehr geprellt.

Nr. 11. ist die seltenste Mißgeburt eines Flohs, mit zwei Köpfen und vier Rüsseln. Er wurde in den nordamerikanischen Freistaaten gekapert und ist zehn Mal schwerer als 500,000 gute Gedanken eines modernen französischen Journalisten, denn er saugt nur Blut und kein Wasser; deßhalb quält er alle Menschen bis auf's Blut, und sein Hauptgeschäft ist Beißen und Stechen. Nächstens wird er als Correspondent mehrer leipziger Journale angestellt oder zur Correction in Bertolotto's Floh-Academie gesandt. Er hat bereits die Schönheitslinie passirt, denn die Flöhe werden wie junge Romanenleserinnen vor der Zeit reif. Oefters verbeißt er sich in Jemanden so sehr, daß er nicht abzubringen ist und man zwei Schock Blutegel braucht, um das arme Individuum zu retten.

Nr. 12. ist ein ächtes Chamäleon aus Lichtwer's Fabeln, weiblichen Geschlechtes. Es wechselt die Farben, wie eine galante Dame die Moden, nur gebraucht es keine Schönheitswässer und keine Verjüngungsmittel. Seine natürliche Farbe ist gräulich, wie bei 50jährigen Eroberungssüchtigen vor der Toilette.

Nr. 13. ist das schönste und theuerste Thier, die Hyäne. Sie wurde von einem Tiger gezeugt, von einer Wölfin geboren und von einer Dame der Halle gesäugt. Sie ist so wild, wie ein Geizhals, wenn er einen verschimmelten Groschen für die Armen bezahlen soll. Sie führt Krieg mit Allen, selbst mit ihres Gleichen, selbst nach dem Tode. Man fängt die Hyäne mit Speck, in welchem kleine Höllenmaschinen verborgen sind.

Nr. 14. ist ein Paradiesvogel; man glaubt, er habe keine Füße, aber er zieht sie bloß ein, um dadurch nicht den schönen Flitter der Federn zu entstellen. Uebrigens ist sein Gefieder so prächtig, daß es, besonders wenn der Vogel noch jung ist, viele Käufer findet.

## Das siebente Gebot im Koffer.

Man schreibt aus einer Stadt am Rhein: Ein seltsamer Vorfall bildet hier das Tagesgespräch. Vor ungefähr dreißig Jahren, während des Zuges der großen Armee nach Rußland, wurde ein französischer Capitän im Hause eines hiesigen Finanzbeamten einquartiert. Voraussicht oder Ahnung des unglücklichen Ausgangs bestimmte ihn, die besten Habseligkeiten nebst einigem Baargeld in einen Koffer zusammenzupacken und diesen den zwei Töchtern des Quartierherrn anzuvertrauen, mit welchen ohnehin etwas soldatisch gesinnten Damen der Offizier während der mehrwöchentlichen Cantonirung in ziemlich befreundete Verhältnisse getreten war. Die beiden Schwestern versprachen die sorgfältigste Bewachung des Depositi und bei einem etwaigen Sterbefalle des Deponenten die ungesäumte Ablieferung an dessen in Frankreich lebende arme Familie. Als nun die Kunde vom Untergang der meisten Heertrümmer an den Rhein gelangte, beschlich die Schwestern, die in guten Vermögensumständen lebten, die leidige Gier nach fremdem Eigenthum. Sie erbrachen das anvertraute Gut, verwertheten und theilten dessen Inhalt; den Koffer selbst verkauften sie an einen auswärtigen Juden. Der Capitän war, wie sie richtig berechneten, ein Opfer des ungeheuren Krieges geworden, hatte jedoch kurz vor seinem Tode noch so viel Zeit und Kraft gefunden, um durch einen Brief seine entfernte Verwandtschaft von dem Deposito in der Rheinstadt zu benachrichtigen. Nach Verlauf etlicher Monate erschien auch ein Abgeordneter der Familie vor den beiden Schwestern, die indessen, auf eine solche Möglichkeit schon vorbereitet, mit scheinbarer Unbefangenheit erklärten: „Es sei während der Retirade schon ein anderer französischer Offizier, dessen Name ihnen entfallen, zu N. N. eingekehrt, habe von seinem sterbenden Cameraden eine schriftliche Ordre zur Empfangnahme des Koffers vorgezeigt und hierauf denselben auch wirklich mitgenommen." Der Franzose, dem es an Beweis- und andern Mitteln fehlte, mußte also mit leerer Hand wieder nach Hause wandern. Vor etlichen Tagen kam nun die jüngere Tochter des mittlerweile verstorbenen Finanzmannes (die ältere liegt schon seit Jahren auf dem Siechbette) in eine Trödlerstube, wo unter andern Effecten auch ein alter Koffer ausgeboten ward. Bei dem geringen Angebote bot sie einige Kreuzer mehr und erhielt ihn zugeschlagen. Wie erschrack sie, als sie bei näherer Besichtigung die Hinterlassenschaft ihres ehemaligen Gastfreundes erkannte und endlich gar auf dem Grunde des Koffers in großen Frakturbuchstaben die Worte las: „Siebentes Gebot: Du sollst nicht stehlen." Diese von einem der späteren Besitzer vermuthlich aus Scherz eingeklebte Inschrift äußerte auf den Gemüthszustand der nun bereits sechszigjährigen Person eine augenblickliche, außerordentliche Wirkung. Es stellten sich Symptome der Verrücktheit ein, welche sich bis jetzt eher gemehrt als gemindert haben. Mit dem leeren Koffer auf dem Rücken, sah man am andern Tage die stattlich Aufgeputzte durch die Gassen ziehen; auf Befragen erklärte sie, sie müsse in die Welt hinaus und in diesem ihrem Schatzkästchen die Beichtzettel ihrer ehemaligen Liebhaber einsammeln. Diese Idee ist so fix geworden, daß die Unglückliche in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, welche sie wahrscheinlich in ihrem Leben nicht wieder verlassen wird. Abermals ein Beispiel, wie häufig sich das Unrecht durch sich selber straft.

## Kajütenfracht.

— Von den vielen der Redaktion über einen und denselben Punkt zugegangenen Klagen theilen wir folgende mit: So dankenswerth das Publikum es anerkennt, wenn die städtischen Behörden ihm den Zutritt zu den hermetisch ver-

schlossenen Schätzen gestatten: so ist es wohl kein unbilliges Verlangen, bei solchen Gelegenheiten nicht der Brutalität und Willkür der Unterbeamten sich aussetzen zu wollen. Als bei Gelegenheit der Anwesenheit Sr. Majestät des Königs dem Publikum die Ansicht des neugebauten Rathhaussaales gestattet wurde, versahen zwei weibliche Wesen, aus deren Wörterbuch das Wort „Bescheidenheit" wohl längst verschwunden war, das Thürhüter=Amt. Selbige verstatteten, nach der Entfernung des hohen Gastes, Keinem freiwillig den Eintritt, sondern dieser mußte förmlich erzwungen werden, wenn ein Theil des Publikums den Saal verließ. Hierbei zeigte sich die ältere der Hüterinnen besonders zudringlich und erlaubte sich die Aeußerung: „sie würde nicht bis Mittag hier stehen." Von Leidenschaft verblendet, entblödete sie sich nicht, sich förmlich mit dem Publikum balgen zu wollen und eine anständige Frau, welche bereits den Saal betreten hatte, bei der Schulter zu fassen, um sie wieder zurückzuziehen. Von einem der Anwesenden deßhalb zurecht gewiesen, schrie sie: „sie würde sich den Saal nicht vollracken*) lassen, sie würde nicht bezahlt, um ihn rein zu machen." Hinter den Hineingelassenen wurde die Thür verschlossen, und Manche glaubten schon, die Frau Hüterin würde die Aeußerung, sie nicht hinaus lassen zu wollen, erfüllen; geraume Zeit mußten sie pochen, bis es dem weiblichen Cerberus beliebte, zu öffnen. Bei der Oeffnung entstand dann wieder ein tumultuarischer Auftritt zwischen den Hinein= und Hinauswollenden und den Wächterinnen. Die jüngere Schönheit bemühte sich, ihrem Vorbilde in allen Stücken nachzueifern. Wenn Referent nicht irrt, so sind diese Damen dieselben Subjekte, von denen man in der Dominiks=Zeit den Zutritt zum Rathsthurm erkaufen muß; wahrscheinlich würden sie sich bei der erwähnten Gelegenheit geschmeidiger bewiesen haben, wenn sie die Erlaubniß gehabt hätten, auch dies Mal ein Eintrittsgeld zu nehmen. Dieser ganze scandalöse Vorfall, welcher in den Augen der zufällig anwesenden Fremden unsere Commune und Communal=Behörde in einem höchst nachtheiligen Licht erscheinen läßt, wäre ganz vermieden worden, wenn die Saalthüren geöffnet gewesen wären, und ein vernünftiger Aufseher nur die Hefe des Volkes zurückgewiesen hätte, welche bei dem stürmischen gewaltsamen Hineindrängen in den Saal sich mit hineinschlich. Es wäre wünschenswerth, wenn die der Commune eigenthümlich gehörigen Sehenswürdigkeiten einige Male des Jahres zur Ansicht unentgeltlich frei gegeben würden, wobei man jedoch das humane Verfahren der Königlichen Anstalten zum Vorbilde nehmen und der Brutalität und Habsucht der Unterbeamten steuern müßte. Es mußten freilich bei solchen Gelegenheiten humane Männer, z. B. Mitglieder des Kunst=Vereines, dem allgemeinen Genusse ein Opfer bringen und die Aufsicht übernehmen.

*) „Vollracken" so viel wie „schmutzig machen".

— Es ist, als ob das schöne Wetter eben nur so lange hätte aushalten wollen, als das Volksfest in Jäschkenthal währte. Seit mehren Wochen war der 5te Juli der erste durchweg heitere Tag, und schon der 6te war wieder regnigt. Das Fest selbst, das sich in seinen Hauptzügen alljährlich wiederholt, ist in diesen Blättern schon so oft beschrieben worden, daß ein großes Bild desselben nur Wiederholtes bringen könnte. Die Menschenmasse war in diesem Jahr auch enorm; es bot einen grandiosen Anblick, die fröhlichen Schaaren über die Bergrücken hinwandeln, oder, Kopf an Kopf gedrängt, dem Sacklaufen und Klettern zuschauen zu sehen. Ein guter Ton herrschte auch durchweg in diesem Jahre. Gemeinheiten, wie sie beim Strahlauer Fischzug in Berlin vorkommen, sind bei dem Volksfeste in Jäschkenthal unerhört. Das Volk singt hier, tanzt, jubelt und lacht, aber Keiner stört den Andern durch bösartige Neckereien oder Rohheiten. Bis zehn Uhr Abends sieht man selbst kaum einen Betrunkenen. Der bunte, reiche Flaggenschmuck, der sich über die Wiese und die Tanzplätze ausbreitete, bekundete das Fest einer Seestadt. Uebrigens wurde dies Jahr zum ersten Mal schon um Mitternacht mit der Musik ein Ende gemacht, da sie sonst bis 2 Uhr Morgens spielte und mit einem Chorale schloß. Eigenthümlich war, daß drei noch unausgebaute Häuser zu diesem Feste benutzt wurden, um Gäste aufzunehmen: das neue Gasthaus des Herrn Splieth, an das sich ein Zelt anschloß und neben welchem ein wirklich sehr großes Zelt aufgeschlagen war; der neue Tanzsaal des Herrn Spiegelberg und der Pavillon des Herrn Schröder. Auf dem Berge selbst war das Zelt des Herrn Richter am meisten frequentirt. Das Feuerwerk war in frühern Jahren brillanter, als dies Mal. So viel Polizisten und Gendarmen auch der Vorsicht wegen in Jäschkenthal versammelt waren, so hatten sie doch kaum je nöthig, ordnungstiftend einzuschreiten. Das nach dem Feuerwerke gesungene Lied verunglückte, weil unter Hunderten kaum Einer die Melodie kannte. „Heil Dir im Siegerkranz" wurde sonst gesungen, und die Berge hallten davon wieder, denn Jeder sang oder kreischte oder quietschte, so gut es ging, die allgemein bekannte Melodie mit.

— Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli beginnt um 6 Uhr 10 Minuten des Morgens, die Mitte findet um 7 Uhr 12 Minuten und das Ende um 8 Uhr 14 Minuten Statt. Die Größe ist für Danzig 10⅗ Zoll.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)



Druck und Verlag von **Fr. Sam. Gerhard** in Danzig.